

48 Jahre an der Universität – ein Rückblick mit Bemerkungen für die Zukunft

Franz Pauer, 9. Mai 2019

Prolog

Am 1. April 1977 habe ich promoviert (das war kein Aprilscherz!) und zugleich meinen Dienst als Universitätsassistent (auf zwei Jahre befristet, wie das damals üblich war) angetreten. Im Oktober 1971 habe ich mit dem Studium begonnen. Meine Dissertation habe ich unter Anleitung von Ulrich Oberst über ein Thema aus der kommutativen Algebra geschrieben. Ulrich Oberst war einige Jahre vorher aus Deutschland nach Innsbruck gekommen und hat ins Institut für Mathematik viele neue Sichtweisen mitgebracht.

Lotte Zörner

Im selben Jahr hat Amnesty International den Friedensnobelpreis bekommen. Darauf bin ich stolz, weil ich schon während des Studiums und viele Jahre danach aktives Mitglied der Innsbrucker Amnesty-Gruppe war. Diese Gruppe war personell eng mit der Universität Innsbruck verbunden: Mitglieder waren unter anderen die Romanistin Lotte Zörner, der Physiker Erminald Bertel und der Jurist Arthur Völkl. Amnesty International setzt sich für die Einhaltung der Menschenrechte, insbesondere für die Freilassung von gewaltlosen politischen Gefangenen, gegen Folter und für die weltweite Abschaffung der Todesstrafe ein. Grundlage für die Arbeit von Amnesty International ist die im Dezember 1948 verkündete Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, deren erster Artikel die Grundüberzeugung *„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Wissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.“* formuliert. Die Methoden waren die der aktiven Gewaltlosigkeit: Mobilisierung der öffentlichen Meinung (unter anderem durch Zeitungsartikel, Vorträge oder durch einen Schweigemarsch am Tag der Menschenrechte durch die Innsbrucker Innenstadt), materielle und ideelle Unterstützung der Verfolgten, moralischer Druck auf politisch Verantwortliche, ... Die Erfolge von Amnesty International waren beachtlich: es wurden viele Freilassungen von politischen Gefangenen, die Gewalt weder propagiert noch angewandt haben, erreicht und die Bedeutung der Menschenrechte wurde generell stärker in der öffentlichen Meinung verankert. Zum Beispiel: In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es in vielen Ländern Europas, darunter auch Frankreich, noch die Todesstrafe. Heute ist sie in allen Ländern der Europäischen Union geächtet.

Lotte Zörner hat die Innsbrucker Amnesty-Gruppe jahrzehntelang geleitet. Leider ist sie wenige Jahre nach ihrer Pensionierung in den Tiroler Bergen tödlich verunglückt. Ihre Art, die Gruppe zu leiten, war vorbildlich und ganz allgemein allen Leiterinnen und Leitern von Arbeitsgruppen, Instituten, Kommissionen usw. zu empfehlen: sie ist immer bestens vorbereitet zu den Gruppentreffen gekommen, hat an alle viel Arbeit verteilt, aber selbst wohl immer den größten Teil übernommen. Vor allem war sie das Gegenteil von eitel: sie hat sich nie in den Vordergrund gestellt oder Lob und Ehrungen erwartet.

Institut Fourier

Ich habe drei Jahre am Institut Fourier (Mathématiques Pures) der Universität Grenoble verbracht, die ersten zwei Jahre (von 1979 bis 1981) als Forschungsstipendiat, das dritte (1982/83) als Maitre-Assistant. Auf diese Zeit blicke ich mit Nostalgie zurück und empfehle jeder und jedem, ein paar Jahre im Ausland zu verbringen. Ich habe dort in der Arbeitsgruppe „Algebra und Geometrie“ über geometrische Invariantentheorie geforscht. Das Institut Fourier ist viel größer als das Mathematikinstitut in Innsbruck, mehr als 100 Mathematikerinnen und Mathematiker – darunter auch international sehr bekannte – haben dort gearbeitet und das bei nicht viel mehr Aufgaben in der Lehre wie in Innsbruck. Forschung in einer solchen Umgebung fällt viel leichter – man hat den Eindruck, dass die Ideen in der Luft liegen und man von der Arbeit der Kolleginnen und Kollegen gewissermaßen „mitgezogen“ wird. Jede Forschungsgruppe hatte ein wöchentliches Seminar, in dem über die laufenden Ergebnisse berichtet wurde und das für alle zugänglich war. Wer den Eindruck hatte, dass sie oder er in einer anderen Forschungsgruppe effizienter und mit mehr wissenschaftlichem Ertrag arbeiten könnte, konnte diese wechseln. Es gab also keine „ad personam“ zugeordneten Assistentinnen oder Assistenten, die Größe einer Arbeitsgruppe hing davon ab, wie viele Ideen deren Leiterinnen oder Leiter gerade zur Verfügung stellen konnten. Fast alle Institutsmitglieder hatten unbefristete Stellen. Es gab auch keine einzelnen Personen oder Arbeitsgruppen zugeordneten Sekretärinnen, sondern ein Sekretariat mit mehreren Mitarbeiterinnen, die die anstehenden Arbeiten sehr effizient erledigten. Niemand hat von „meiner Sekretärin“ gesprochen.

Auf allen Türschildern des Instituts stand nur Vorname und Name, keine Titel. Lehrende und Studierende haben sich mit dem Vornamen oder mit „Madame“ bzw. „Monsieur“ angedredet.

Ich habe das nach Innsbruck mitgenommen und ersuche die Studierenden immer, mich einfach mit „Herr Pauer“ anzureden. Damit möchte ich einerseits vermitteln, dass der Mensch als solcher wichtiger ist als jede seiner Eigenschaften, andererseits, dass ich selbstbewusst genug bin, mich auch ohne Nennung von Titeln wohl zu fühlen.

Neben der Mathematik habe ich in Grenoble auch die französische Lebensart kennen und schätzen gelernt. Besonders in der Katholischen Hochschulgemeinde in Grenoble auch die französische Spiritualität. Dort konnte ich erfahren, welch hohe Qualität menschliches Zusammenleben haben kann: der Umgang miteinander war aufrichtig und von gegenseitigem Wohlwollen geprägt.

Die Forschung über geometrische Invariantentheorie hat mich fasziniert und war auch erfolgreich. Gleich nach meiner Rückkehr nach Innsbruck habe ich meine Habilitation eingereicht. Ich konnte in guten Zeitschriften publizieren und wurde zu mehreren Gastvorträgen eingeladen, darunter auch ins renommierte Séminaire Dubreuil-Malliavin in Paris. Trotzdem ließ sich eine Frage nicht verdrängen: wem nützen meine Forschungen in einem anwendungsfernen Teilgebiet der Mathematik? Genügt es, dass dieses Gebiet schwierig ist, mir sehr gut gefällt und dass die Ergebnisse „schön“ sind? Ich habe die Erfahrung gemacht, dass viele Kolleginnen und Kollegen auf diese Fragen unwillig reagiert haben oder einfach mit „Hauptsache, man macht etwas“ geantwortet haben.

Nach der Habilitation war ich zwei Semester Gastdozent an der Universität Basel. Das Institut für Mathematik war sehr schön am Rhein gelegen, der einzige Lärm von außen während einer Vorlesung war das gelegentliche Tuckern eines Lastkahns. Eines Tages hat mich dort ein Kollege gefragt: Hast Du schon e-mail? Ich habe zurückgefragt: Nein, was ist das? Das Rechenzentrum (der Vorgänger des ZID) hat mir dann einen e-mail-Anschluss eingerichtet. Es war damals aber bei weitem nicht so komfortabel wie heute eine e-mail zu schreiben, zum Beispiel konnte man noch keine Dateien versenden.

Die meisten Mathematikstudierenden in Innsbruck hatten die Absicht, beruflich in die Industrie oder Wirtschaft zu gehen und waren daher (zu Recht) nicht für die geometrische Invariantentheorie zu begeistern. Also habe ich mein Forschungsgebiet verändert und mich in den folgenden Jahren mit Computeralgebra beschäftigt, einem Teilgebiet der Algebra, das in der Nähe der Informatik liegt, anwendungsnahe ist und in das man sich schneller einarbeiten kann als in die algebraische Geometrie.

Raymund Schwager

Im Jahr, bevor ich nach Grenoble ging, war ich Mitveranstalter einer Vortragsreihe in Innsbruck über Gewalt und Gewaltlosigkeit. Dieses Thema war in der Zeit des kalten Krieges und des Rüstungswettlaufs besonders aktuell. Wie kann man der Gewalt begegnen, ohne ihr nachzugeben und ohne selbst davon vereinnahmt zu werden? Mutige Menschen wie Mahatma Gandhi, Martin L. King, Jean Goss und Hildegard Goss-Mayr, sowie Organisationen wie Amnesty International haben gezeigt, dass „aktive Gewaltlosigkeit“ eine Haltung ist, mit deren Methoden Unrecht bekämpft werden kann, ohne selbst Gewalt anzuwenden. Einer der Vorträge sollte dieses Thema aus christlicher Sicht behandeln, dazu haben wir den Theologen Raymund Schwager eingeladen, der damals noch in der Schweiz lebte. In seinem kurz vor dem Vortrag veröffentlichten Buch „*Brauchen wir einen Sündenbock?*“ hat er die Theorie über Entstehung und Mechanismen der Gewalt des in den USA lehrenden Literaturwissenschaftlers und Anthropologen René Girard (der 1988 ein Ehrendoktorat der Universität Innsbruck erhielt) als hermeneutischen Raster für eine Interpretation der biblischen Schriften verwendet. Girard hat aufgezeigt, dass eine universale Neigung des Menschen zur Gewalt besteht, die auf Nachahmung und Rivalität beruht. Das Aufdecken der verborgenen Mechanismen der Gewalt ermöglicht, sie zu überwinden. Ich war von diesem Vortrag begeistert: die Theorien von Girard und Schwager waren eine sehr gute theoretische Grundlage für die Haltung der aktiven Gewaltlosigkeit. Ich war beeindruckt, wie lebensnahe und lebensfördernd dieser Forschungsbereich war.

Raymund Schwager wurde wenig später als Professor ans Institut für Dogmatische Theologie unserer Universität berufen und hat hier seine Forschungen sehr erfolgreich weitergeführt. Das Forschungszentrum Religion - Gewalt - Kommunikation - Weltordnung geht auf ihn zurück. Raymund Schwager war nicht nur als Wissenschaftler beeindruckend, sondern auch als Mensch. Ich habe ihn immer freundlich und optimistisch erlebt, auf ihn traf Nietzsches

Vorwurf, die Christen sähen zu wenig erlöst aus, sicher nicht zu. Leider ist er im Jahr 2004 kurz nach seiner Pensionierung nach einer ganz kleinen Operation nicht mehr aus der Narkose erwacht.

Für mich hat Raymund Schwager auch eine ganz persönliche Bedeutung: Ich habe bei einem seiner Vorträge meine Frau Elisabeth kennen gelernt. Wir sind nunmehr seit 35 Jahren verheiratet und haben eine Tochter, Maria, die praktische Ärztin geworden ist.

Stan Arroyabe

Stan Arroyabe war ein lebenslustiger Baske und lange am Institut für Philosophie tätig, sein Arbeitsbereich war Ethik. Bald nach seiner Pensionierung erfuhr er, dass er wegen eines Herzfehlers nicht mehr lange leben wird. An einem Sonntag vor 9 Jahren habe ich ihn in der Mariahilfkirche getroffen und wir haben – wie meistens – über Vorgänge an der Universität gesprochen. Zum Abschied hat er mir „Kümmere Dich um die Universität, ich kann es nicht mehr“ gesagt. Zwei Tage später ist er gestorben.

So wie er haben viele Kolleginnen und Kollegen die Universität nicht einfach als einen Betrieb aufgefasst, in dem man gut arbeiten, Geld verdienen und Karriere machen kann. An der Universität geht es um viel mehr: um die wissenschaftliche Suche nach Wahrheit, das heißt: um Verständnis von Natur, Kultur, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, und um die Suche nach Antworten auf Grundfragen der Menschen. Es geht um Bildung der Studierenden in einem umfassenden Sinn: es sollen fachliche Kompetenz, aber auch Werte wie intellektuelle Redlichkeit, Gerechtigkeit und Solidarität vermittelt werden.

In der Aula unserer Universität sieht man die Inschrift: In Veritate Libertas – in der Wahrheit liegt die Freiheit. Gerade in einer „postfaktischen Gesellschaft“, in der alle Menschen mit einer Fülle von fraglichen Texten überlastet werden, ist es wichtig, einen Ort zu haben, an dem verlässliches Wissen erarbeitet und vermittelt wird. Das halte ich für die zentrale Aufgabe der Universität im Bereich der sogenannten „Third Mission“: auf Fragen bzw. für Probleme aus Gesellschaft oder Politik gut begründete und nachvollziehbare Antworten zu geben bzw. mit fachlicher Kompetenz erarbeitete Lösungen anzubieten. Diese Lösungen müssen nicht immer dem entsprechen, was sich Politikerinnen und Politiker erhoffen, trotzdem glaube ich, dass dadurch Vertrauen dieser Gruppe in die Universität als kompetenter und zuverlässiger Partner entsteht.

Richard Tessadri

Ich bin und war gerne Angehöriger des sogenannten Mittelbaus der Universität. Ich habe in der Mittelbauvertretung mit vielen Persönlichkeiten zusammenarbeiten dürfen, die überzeugt waren, dass eine demokratische Gesellschaft auch entsprechend organisierte Universitäten braucht, die wiederum wichtige Impulse für die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft geben sollten. Eine solche Persönlichkeit war Richard Tessadri, Assistenzprofessor am Institut für Mineralogie und Petrographie, das er auch mehrere Jahre lang geleitet hat. Leider ist er vor zwei Jahren an einer schweren Krankheit gestorben. Er

hatte eine „raue Herzlichkeit“, konnte auch laut schimpfen, aber man wusste, dass es nicht böse gemeint war.

Richard hat sich in vielen Bereichen engagiert ohne sich vorzudrängen. Er war immer bereit, Aufgaben und Verantwortung – sei es im Institut, in der Mittelbauvertretung oder in der Gewerkschaft - zu übernehmen, und hat sich für gute Arbeitsbedingungen für alle eingesetzt.

Vor zwanzig Jahren hat Richard meine Wahl zum Vorsitzenden des Fakultätskollegiums der damaligen Naturwissenschaftlichen Fakultät organisiert, was viele der Professoren verärgert hat. Als dann niemand aus der Professorenkurie bereit war, sich zum Stellvertreter wählen zu lassen, hat Richard diese Aufgabe bereitwillig übernommen – und natürlich bestens erfüllt.

Monika Tessadri-Wackerle

Schon bei Richards Tod war seine Frau Monika Tessadri-Wackerle schwer krank und ist wenige Monate später gestorben. Monika war Institutsreferentin am Institut für Geologie, gehörte also zum nichtwissenschaftlichen Personal. Auch sie hat sich in verschiedenen Gremien, darunter dem Senat und dem Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen, für die Anliegen der Universität außergewöhnlich engagiert. Sie wurde dafür mit dem Ehrenzeichen unserer Universität ausgezeichnet.

Im Lauf der vergangenen Jahrzehnte durfte ich viele Mitglieder des nichtwissenschaftlichen Personals kennen lernen, die mit großer Kompetenz und großem Einsatz dafür sorgen, dass die Aufgaben der Universität gut erfüllt werden können. Es ist wichtig, dass das vom wissenschaftlichen Personal und den Studierenden wahrgenommen und die entsprechende Wertschätzung auch ausgedrückt wird.

Gelegentlich sollten wir uns auch ganz allgemein vor Augen halten, dass unsere Arbeit an der Universität - sei es Lehre, Forschung, Verwaltung oder Studium - nicht möglich wäre, wenn nicht viele Menschen außerhalb der Universität durch ihre Arbeit dafür sorgten, dass wir Kugelschreiber, Papier, Computer haben, dass unsere Arbeitsräume und Hörsäle sauber sind und dafür, dass wir das bekommen, was wir täglich an Essen und Kleidung brauchen.

Schwierige Personen

Bei jedem Rückblick erwähnt man lieber die erfreulichen Erlebnisse als die anderen. Aber es gibt natürlich auch die unerfreulichen und nicht alle Kolleginnen und Kollegen waren Lichtgestalten wie die bisher genannten (und viele andere, die ich nicht alle namentlich nennen kann). Ich erinnere mich an einen Kollegen, der es verstanden hat, in jedem Gremium, in dem er vertreten war, binnen kurzem ein schlechtes Klima zu erzeugen. Ich habe an der Universität auch gelegentlich Personen angetroffen, die andere Universitätsangehörige nicht als Kolleginnen und Kollegen, sondern als Konkurrentinnen und Konkurrenten betrachten und, von unbezogenem Ehrgeiz angetrieben, nicht nur nach dem eigenen Erfolg streben, sondern zugleich auch den Erfolg anderer zu verhindern suchen. Der bekannte Innsbrucker Kriminalpsychologe Thomas Müller hat vor Jahren darauf

hingewiesen, dass viele Betriebe in Schwierigkeiten kommen, weil zu viele Leitungsfunktionen mit von ihm so genannten „böartigen Narzissten“ besetzt sind, die glauben, dass es ihnen besser ginge, wenn es den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schlechter geht [Tiroler Tageszeitung vom 21. November 2009].

Der Beitrag „*Leistungskriterien, Konkurrenz und Teamarbeit*“ der Innsbrucker Psychoanalytikerin Edith Frank-Rieser, der vor 20 Jahren in der Zeitschrift BUKO der Bundeskonferenz des wissenschaftlichen Personals der österreichischen Universitäten erschienen ist [BUKO 99/4, Seiten 23-28] ist in diesem Zusammenhang sehr aufschlussreich. Im Alter von etwa vier bis fünf Jahren brauchen Kinder Zuwendung und Vertrauen in ihren natürlichen Leistungswillen. Leider bekommen viele das aber nicht in ausreichendem Maß. Frank-Rieser schreibt: *„Wie oft wird Kindern klargemacht, daß sie erst dann gut sind, wenn sie andere Kinder überflügeln, ja, daß sie erst dann geliebt werden, wenn sie Sieger sind. Nachdem der Platz am Siegespodest klein ist, verkommt damit ein natürliches Vergleichen in Kindheit und Jugend in einen Dauerkampf gegen lauter feindliche Konkurrenten um die Gunst der Anerkennung.“*

Ein solcherart geschädigtes Kind kann zu einem Erwachsenen werden, der vielleicht die Karriereleiter rasch nach oben steigt, aber durch sein Verhalten eines „*konkurrenzfixierten Siegers*“ gerade das nicht erreicht, was er eigentlich bekommen möchte: die freundschaftliche Zuwendung seiner Mitmenschen.

Solche Einsichten sind nicht nur hilfreich, schwierige Kolleginnen und Kollegen besser zu verstehen, sondern regen auch zur kritischen Auseinandersetzung mit der Frage an, ob es solche Anteile auch in der eigenen Persönlichkeit gibt. Schließlich geht ja aus den Büchern Raymund Schwagers hervor, dass *alle* Menschen zur Gewalt neigen und die Grenze zwischen Gut und Böse nicht zwischen verschiedenen Menschen verläuft, sondern quer durch jeden von uns.

Universitätsgesetze

Ich habe drei Universitäts(organisations)gesetze miterlebt: sie wurden in den Jahren 1975, 1993 und 2002 beschlossen. Während die Universitätsorganisationsgesetze von 1975 und auch von 1993 vorsahen, dass die wichtigsten Entscheidungen von Kollegialorganen getroffen wurden, sind diese vom Universitätsgesetz 2002 vorwiegend auf monokratische Organe übertragen worden. Ich war in den vergangenen Jahrzehnten Mitglied aller möglichen Kollegialorgane, bei manchen auch Vorsitzender: Studien- bzw.

Curriculumkommissionen, Institutskonferenz, Fakultätskollegium, Fakultätsrat, Senat, Habilitationskommissionen, Berufungskommissionen. Natürlich können Kollegialorgane schwerfälliger sein als monokratische Organe und die Zuweisung der Verantwortung für Entscheidungen ist bei jenen nicht so klar möglich wie bei diesen. Allerdings entspricht das gemeinsame Abwägen von Für und Wider und das Aushandeln in einem kollegialen Diskussionsprozess einer Universität besser als monokratische Entscheidungen. Zudem ist das Risiko von großen Schäden nach einsam getroffenen Fehlentscheidungen von monokratischen Organen hoch. In der Wissenschaft zählen Kreativität und Sachargumente,

nicht hierarchische Entscheidungen. Das muss sich auch in der Organisation einer Universität widerspiegeln. Eine Universität sollte daher nicht einfach gleich strukturiert und organisiert sein wie zum Beispiel eine Fabrik, die Schrauben herstellt. Ich habe den Eindruck, dass beim Universitätspersonal die Identifikation mit und der Einsatz für die Universität seit 2002 zurückgegangen sind. Eine erfreuliche Ausnahme war die Erarbeitung des Curriculums für das Lehramtsstudium Sekundarstufe (Bachelor- und Masterstudium), bei der mehr als 100 Kolleginnen und Kollegen lange Zeit mit großem Einsatz und Begeisterung mitgearbeitet haben.

Zudem hat das UG 2002 manche Dinge von früher übernommen, die eigentlich nicht in seine Struktur passen, wie zum Beispiel die Weiterführung des Kuriensystems. Der Verzicht auf die Einführung einer einheitlichen Kurie des wissenschaftlichen Personals war vermutlich ein Mittel, die Akzeptanz dieses Gesetzes bei den Professorinnen und Professoren zu erhöhen. Ich hoffe, dass es in den nächsten ein oder zwei Jahrzehnten eine Reform des Universitätsgesetzes geben wird, die wieder mehr Entscheidungen an Kollegialorgane und (subsidiär) an Fakultäten und Institute überträgt.

In den vergangenen Jahrzehnten ist das Phänomen der „Uni-Rankings“ aufgetreten. Nach undurchsichtigen Kriterien werden Äpfel mit Birnen verglichen. Universitäten, die sich vor allem mit Forschung beschäftigen, und solche, die viele Lehraufgaben und regionale Verpflichtungen haben, werden linear angeordnet. Offenbar sind die Autorinnen und Autoren solcher Rankings der Meinung, man könnte die Gesamtleistung einer Universität durch eine einzige Zahl beschreiben. Wem nützt das und wer will so etwas? Mit Frank-Rieser könnte man vermuten, dass hier das Verhalten des „*konkurrenzfixierten Siegers*“ von der Personenebene auf die Institutionsebene übertragen wird. Statt sich mit inhaltlichen Zielen und sinnvoller, weil auf etwas Sinnvolles bezogener Leistung auseinanderzusetzen, werden Institutionen darauf ausgerichtet, nach Möglichkeit andere zu überholen und so einen Platz weiter vorne zu bekommen. Das erinnert an den bekannten Satz des Kabarettisten Gerhard Bronner: „*Wir wissen zwar nicht, wohin wir wollen – aber Hauptsache, wir sind früher dort*“. Unsere Universität sollte sich von solchen Rankings nicht beeinflussen lassen. Wichtig ist, dass wir in möglichst vielen Bereichen von Forschung und Lehre ein gutes internationales Niveau halten. Dann können wir uns freuen, wenn andere Universitäten das ebenso erreichen.

Landesuniversität für Tirol, Südtirol und Vorarlberg zu sein bedeutet auch, die Hauptverantwortung dafür zu übernehmen, dass es in diesen Ländern gut ausgebildete und gebildete Akademikerinnen und Akademiker gibt. Weiters soll durch Lehre und Forschung ein Beitrag zum Wohlergehen in diesen Ländern geleistet werden.

Die Tatsache, dass unser Einzugsbereich zu zwei Staaten – Österreich und Italien – gehört, ist eine einmalige Chance, sich als europäische Universität zu profilieren. Gerade im Lehramtsstudium ist die Möglichkeit für Studierende, Kolleginnen und Kollegen zu haben, die sich auf den Unterricht in verschiedenen Schulsystemen vorbereiten, sehr wertvoll und den Horizont erweiternd.

Um den Kontakt mit dem Alltagsleben nicht zu verlieren, ist es wichtig, Wissenschaft auch in der Muttersprache zu betreiben. Studien sollten daher nicht einfach flächendeckend nur mehr in englischer Sprache angeboten werden. Ich erinnere mich an einen marokkanischen Kollegen, der vor vielen Jahren beklagt hat, dass an seiner Universität in Marokko nur französisch gesprochen wird und so eine Kluft zwischen Universität und dem Leben außerhalb der Universität entsteht.

Leitungsfunktionen

Ich war von 1999-2003 Institutsvorstand (nach UOG 1993, dann noch ein Jahr provisorischer Institutsleiter nach UG 2002) des Instituts für Mathematik, davor 5 Jahre stellvertretender Institutsvorstand, von 2004-2008 Fakultätsstudienleiter der Fakultät für Mathematik, Informatik und Physik und von 2012-2019 Studiendekan der Fakultät für LehrerInnenbildung. Bei diesen Leitungsfunktionen habe ich mir immer vorgenommen, die damit verbundenen Aufgaben nach den Grundsätzen Subsidiarität (Entscheidungen sollen möglichst „lokal“ und von den dazu Kompetenten getroffen werden), Transparenz (Informationen sollen fließen und möglichst vielen zur Verfügung stehen), Kontrollierbarkeit (alle Entscheidungen sollen nachvollziehbar begründet werden) und Sachlichkeit zu erfüllen. Ich habe das auch vorab allen Kolleginnen und Kollegen mitgeteilt, damit sie mich gegebenenfalls daran erinnern.

Leitende Personen müssen einerseits dafür sorgen, dass die Aufgaben der jeweiligen Einrichtung gut erfüllt werden, und andererseits die Rahmenbedingungen dafür schaffen, dass die Menschen, die in dieser Einrichtung arbeiten, ihre Talente und Kompetenzen gut entfalten können, sich dabei wohlfühlen und „frei atmen“ können. Diese zwei Ziele stehen einander nicht entgegen, sondern sind beide wichtig für den Erfolg. Vergleicht man bildlich ein Institut oder eine Fakultät mit einer Maschine, dann ist die Aufgabe der leitenden Personen, das Öl zu sein, das die Maschine ohne zu viel Reibungsverluste laufen lässt, mindestens ebenso wichtig wie die, Hebel zu sein. Natürlich ist auch die Wertschätzung der Kolleginnen und Kollegen sehr wichtig, für die vor kurzem der bekannte Vorarlberger Psychiater Reinhard Haller die folgenden Grundregeln genannt hat: *aufmerksam sein, die Meinung der anderen achten, ehrlich kommunizieren, verlässlich sein und zu seinem Wort stehen, Dankbarkeit zeigen, richtig loben, Autonomie zulassen und fördern sowie authentisch sein.*

Teamarbeit

Besonders gerne erinnere ich mich an größere Projekte, die in kollegialer Teamarbeit umgesetzt wurden. Der Arbeitsaufwand dafür war jedes Mal sehr hoch, aber ich habe diesen nicht als belastend empfunden, weil die gesteckten gemeinsamen Ziele von allen Teammitgliedern als sinnvoll empfunden wurden und die Zusammenarbeit sehr angenehm und an sich wertvoll und bereichernd war. Dafür bin ich allen Mitgliedern dieser Teams dankbar. Ich stelle drei dieser Projekte kurz dar:

Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts gab es für jeden Studienplan einen österreichweiten Rahmen, die sogenannte Studienordnung. Aus historischen Gründen hat es in Österreich zwei Varianten des Fachstudiums Mathematik gegeben, eine war das Diplomstudium Mathematik, die andere das Diplomstudium Technische Mathematik. Für das Diplomstudium Mathematik war von der Studienordnung ein viel kleinerer Stundenrahmen vorgegeben als für das Diplomstudium Technische Mathematik, das dem damals international üblichen Mathematikstudium mehr entsprach. Alle Mathematiker der Universität Innsbruck sahen es – vor allem in Hinblick auf die Berufsaussichten unserer Studierenden in Industrie und Wirtschaft - als notwendig an, vom Diplomstudium Mathematik auf das der Technischen Mathematik zu wechseln. Zugleich war damit auch eine stärkere Orientierung des Studiums auf anwendungsorientierte Teile der Mathematik verbunden. Gegen mehrere Widerstände innerhalb unserer Universität hat die Einigkeit der Mathematiker schlussendlich die Umstellung des Studiums erreicht. Dass ab dem kommenden Wintersemester dieses Studium wieder in Mathematik umbenannt wird, stellt die damalige Entscheidung nicht in Frage, da die früheren Vorgaben durch eine Studienordnung nicht mehr existieren.

Im Rahmen der Diskussionen um das Studium der Technischen Mathematik stellte es sich heraus, dass das Fehlen eines umfangreicheren Angebotes an Lehrveranstaltungen aus Informatik auch für die Studierenden der Mathematik ein großer Nachteil war. Das Institut für Mathematik hat daher die Bestrebungen, an der Universität Innsbruck ein Informatikstudium einzuführen, sehr unterstützt. Nach langen Diskussionen an der Universität, ob und in welcher Form das Informatikstudium und das entsprechende Institut eingerichtet werden sollte, ist die Entscheidung für Studium und Institut in der heutigen Form gefallen. Für die Umsetzung dieser Entscheidung wurde eine Arbeitsgruppe eingesetzt. Diese bestand aus drei Personen: Sybille Hellebrand, die gerade berufene erste Professorin für Informatik, sowie Arne Dür und ich vom Institut für Mathematik. In sehr guter Zusammenarbeit haben wir im Wintersemester 2001/02 das Informatikstudium mit mehr als 400 Studienanfängerinnen und –anfängern begonnen, obwohl Sybille Hellebrand nach wie vor die einzige Informatikerin war. Das Studium war damals anfangs eher „mathematiklastig“, aber anders wäre der Start nicht möglich gewesen. Sybille Hellebrand, Arne Dür und ich haben im ersten Semester je eine Vorlesung mit jeweils ca. 15 Übungsgruppen dazu angeboten und gehofft, dass innerhalb eines Jahres das Institut für Informatik genug Personal haben wird, um auch die Lehre des zweiten Studienjahres anbieten zu können. Glücklicherweise war das dann auch so.

Bis 2014 wurde das Lehramtsstudium für den Unterricht an den Schulen der Sekundarstufe in Österreich in zwei Varianten angeboten: ein 9-semesteriges Diplomstudium an einer Universität führte zur Befähigung für den Unterricht an Höheren Schulen, ein 6-semesteriges Bachelorstudium an einer Pädagogischen Hochschule zu der an Neuen Mittelschulen und

Polytechnischen Schulen. Diese zwei Ausbildungsschienen wurden im Rahmen der „PädagogInnenbildung Neu“ zu einer gemeinsamen mit insgesamt 12 Semestern, unterteilt in ein 8-semesteriges Bachelor- und ein 4-semesteriges Masterstudium, zusammengeführt. Das neue Studium wird von der Universität Innsbruck, der Universität Mozarteum, den Pädagogischen Hochschulen Tirol und Vorarlberg und der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Edith Stein gemeinsam angeboten.

Zur Koordination des Lehramtsstudiums und um die Bildungswissenschaftlichen Grundlagen sowie alle Fachdidaktiken im Lehramtsstudium anzubieten, wurde 2012 die School of Education, nunmehr Fakultät für LehrerInnenbildung, gegründet. Barbara Hinger (Leiterin des Instituts für Fachdidaktik und Vorsitzende der Curriculum-Kommission), Christian Kraler (damals Leiter des Instituts für LehrerInnenbildung und Schulforschung), Klaus Reich (verantwortlich für die Administration der Lehre an der Fakultät und im ganzen Verbund LehrerInnenbildung West), Michael Schratz (damals Dekan) und ich (Studiendekan) haben das Kernteam für die Entwicklung der neuen Fakultät und des neuen Curriculums gebildet. Wir haben sehr gut und intensiv zusammengearbeitet, und in Abstimmung mit den Partnerinstitutionen, den anderen am Lehramtsstudium beteiligten Fakultäten unserer Universität und dem Rektorat die Grundlagen für ein qualitativvolles und professionsorientiertes Studium erarbeitet.

Die Einrichtung eines qualitativvollen 6-jährigen Studiums für die Ausbildung aller Lehrpersonen der Sekundarstufe halte ich für einen bildungspolitisch großen Schritt nach vorne. Wenn wir dabei bleiben, wird das sicher in zehn, zwanzig Jahren beim Bildungserfolg unserer Schülerinnen und Schüler deutlich spürbar sein. Ich hoffe, dass dieses Studium weiterhin als anspruchsvolles Studium angeboten wird, das sich an hochmotivierte Studierende richtet, die gerne mit Kindern und Jugendlichen arbeiten und diesen mit Kompetenz ihre Freude an ihren zwei Unterrichtsfächern vermitteln wollen.

Wir sollten es daher den Studierenden ermöglichen und gönnen, diese 6 Jahre wirklich zur Gänze ihrer Ausbildung widmen zu können. Da und dort besteht leider der Wunsch, dieses Studium wieder zu kürzen oder die Studierenden möglichst früh in die Berufstätigkeit zu drängen. Ich hoffe, dass Bildung bei uns den gleichen Wert wie Gesundheit bekommt und es als normal empfunden wird, dass die Ausbildung zur Lehrerin oder zum Lehrer genauso lange dauert wie die zur Ärztin oder zum Arzt.

Zum Thema „erfreuliche Teamarbeit“ möchte ich auch noch das Team der Fachvertreterinnen und Fachvertreter bzw. Studienbevollmächtigten im Lehramtsstudium erwähnen, es war und ist eine Freude, mit ihnen zusammenarbeiten zu dürfen.

Und natürlich auch das Team der Studiendekaninnen und Studiendekane, die nicht immer einer Meinung sind, aber dann die unterschiedlichen Positionen in fairen und interessanten Diskussionen vertreten.

Lehramtsstudium Mathematik

Als im 18. Jahrhundert in Österreich die Schulpflicht eingeführt wurde, musste der Schulunterricht dem Bedarf eines autoritären Systems entsprechen. Den Schülerinnen und Schülern sollten einige Fertigkeiten und Kenntnisse vermittelt werden, die auf Zuruf ausgeführt werden konnten. Im 21. Jahrhundert muss der Schulunterricht den Anforderungen einer demokratischen Gesellschaft entsprechen. Dieser Unterschied muss auch im Mathematikunterricht deutlich spürbar sein. Die österreichischen Lehrpläne aller Schulen der Sekundarstufe 1 verlangen im Abschnitt „Allgemeines Bildungsziel“ von allen Unterrichtsfächern (auch vom Unterrichtsfach Mathematik) „*die Bereitschaft zum selbstständigen Denken und zur kritischen Reflexion besonders zu fördern*“. Weiters ist dort festgelegt: „*Der Unterricht hat aktiv zu einer den Menschenrechten verpflichteten Demokratie beizutragen.*“ Seit vielen Jahren versuche ich, unseren Lehramtsstudierenden aus Mathematik zu vermitteln, wie der Mathematikunterricht zu diesen Zielen beitragen kann. Man soll dort nicht nur nützliche Verfahren zum Lösen verschiedener Aufgaben kennen lernen, sondern auch lernen, vorurteilsfrei und kritisch zu denken und sachlich zu argumentieren. Für eine demokratische Gesellschaft ist es wichtig, dass möglichst viele Bürgerinnen und Bürger Behauptungen, Nachrichten oder Versprechungen nicht einfach für wahr halten, ohne Begründungen zu fordern oder zumindest „Ist das wirklich so?“ gefragt zu haben. Die Frage „Warum?“ muss in einer demokratischen Gesellschaft der Zustimmung zu einer Behauptung vorangehen. Im Mathematikunterricht soll es selbstverständlich sein, für alle Lehrinhalte Begründungen in möglichst einfacher und doch präziser Sprache anzugeben. Der Unterricht muss so lange wie möglich auf der Ebene der Umgangssprache bleiben und Fachworte nur dann einführen, wenn das notwendig ist. Diese müssen dann sehr sorgfältig eingeführt werden. Eine einfache Sprache im Mathematikunterricht ermöglicht es den Schülerinnen und Schülern, Mathematik als Teil ihres Lebensbereichs zu erfahren und sie als verstehbar zu erleben.

Wenn im Mathematikunterricht erlernt wird, klar und genau zu denken, verständlich und präzise zu sprechen, Aufgaben systematisch abzuarbeiten, dann wird damit auch das Selbstbewusstsein der Kinder und Jugendlichen gestärkt. Wer erfahren hat, dass man mathematische Aufgaben durch Nachdenken und Diskussion lösen kann, wird das vielleicht auch auf den persönlichen Bereich übertragen und kann dann Konflikte mit anderen Schülern intelligenter lösen als durch Zuschlagen. Natürlich erfordert ein solcher Mathematikunterricht von den Lehrpersonen hohe fachliche und didaktische Kompetenz. In Österreich besteht ein Bedarf an Reformen im Mathematikunterricht, auch die Lehrpläne und Schulbücher sollten weiterentwickelt werden.

Ich habe daher vor Jahren mein Arbeitsgebiet noch einmal verändert, um Beiträge im Grenzbereich von Mathematik und Didaktik der Mathematik zu leisten. Darum habe ich mich auch gerne der neugegründeten Fakultät für LehrerInnenbildung hauptzuordnen lassen. Mit 25% bin ich noch am Institut für Mathematik geblieben. Seit Herbst 2009 bin ich Mitautor von drei Schulbuchreihen, für die technischen, wirtschaftlichen und humanberuflichen berufsbildenden höheren Schulen. Diese sind inzwischen vollständig erschienen und

mussten wegen Lehrplanänderungen auch schon wieder überarbeitet werden. Ich habe mir vom Österreichischen Bundesverlag ausbedungen, dass das Buch mathematisch korrekt geschrieben wird und innovativ sein kann. Als Mitglied der Didaktikkommission der Österreichischen Mathematischen Gesellschaft habe ich versucht, Beiträge zur Verbesserung der Lehrpläne des Unterrichtsfaches Mathematik in diversen Schulen der Sekundarstufe zu leisten.

Sehr gerne habe ich mich auch an der LehrerInnenfortbildung für Lehrerinnen und Lehrer verschiedener Schulstufen beteiligt und in diesem Rahmen viele Vorträge gehalten.

Gemeinsam mit unserem Mathematikdidaktiker Florian Stampfer habe ich mehrere Beiträge für die „Schriftenreihe zur Didaktik der Mathematik der österreichischen Mathematischen Gesellschaft“ geschrieben.

Man darf sich aber in diesem Bereich keine raschen Erfolge erwarten, paradigmatisch dafür war die Bemerkung einer Volksschullehrerin bei einer Fortbildungsveranstaltung über die Division mit Rest: „*Ich glaube schon, dass das, was Du vorschlägst, besser ist. Aber ich kann halt das andere.*“ Das Gewohnte ist eben der Feind des Besseren.

Epilog

Ich bin froh und dankbar, dass ich meine Berufsjahre an der Universität verbringen durfte und viele neue Entwicklungen mitgestalten konnte. Ich habe es fast als Privileg empfunden, einen Beruf zu haben, der so interessant, vielfältig und sinngebend ist. Ich bin dankbar für die vielen Begegnungen mit Kolleginnen, Kollegen und Studierenden.

Meine Tätigkeit an der Universität geht Ende September zu Ende. Nach mehr als 42 Dienstjahren bedeutet das für mich eine große Umstellung. Ich habe zwar gute Chancen, noch viele Jahre gesund zu bleiben, aber natürlich ist das nicht sicher.

Ich hoffe, ein wenig von der Gelassenheit des Pastors und Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer zu haben, der wenige Wochen vor seiner Ermordung im Konzentrationslager Flossenbürg in einem Gedicht geschrieben hat:

Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag.

Danke für die Aufmerksamkeit!